

Reflexionen über den Sinn der Floristik

• Von *Hans Kunz*, Basel

Manuskript eingegangen am 3. März 1967

DOI: <https://doi.org/10.12685/bauhinia.2052>

Die Schweiz gilt im Hinblick auf ihre einheimische Flora mit Recht als eines der am besten durchforschten Länder. Ein Grund dafür liegt vermutlich in ihrem relativ grossen Artenreichtum, der sich zumal auf die Alpenpflanzen bezieht. Sie erfreuen sich auch in sonst botanisch nicht interessierten Bevölkerungskreisen einer ausgesprochenen Beliebtheit, die von der im Verhältnis zur ganzen Pflanze oft auffallenden Grösse der Blüten und der Intensität ihrer Farben motiviert sein mag – beides Merkmale, welche besonders auf dem Hintergrund ihrer Umgebungen, etwa der Felswände und Geröllhalden, zur Geltung kommen –. Vielleicht spielt dabei das gefahrenumwitterte Edelweisspflücken ebenfalls gelegentlich mit. Daraus wird verständlich, weshalb illustrierte, sich an ein grösseres Publikum wendende Taschenbücher über die Alpenflora häufiger erscheinen als solche über Wiesen- oder Wasserpflanzen. Dem Zauber der Alpenflora vermochten indessen auch die Fachbotaniker nicht zu widerstehen, obgleich bei ihnen statt des aesthetischen Aspektes sachliche Fragen der Verbreitung, der Oekologie, der Herkunft u. a. im Vordergrund stehen. Das bezeugen nicht zuletzt auch die sorgfältigen Studien unseres Jubilars etwa über *Euphrasia Christii* Favrat und *Potentilla grammopetala* Moretti (vgl. das Verzeichnis seiner Schriften in diesem Heft, S. 109-116). Aber vor allem sind es die schon seit vier Dezennien in den «Berichten der Schweizerischen Botanischen Gesellschaft» jedes zweite Jahr erscheinenden «Fortschritte in der Systematik und Floristik der Schweizerflora (Gefässpflanzen)», in denen Dr. Alfred Becherer mit grössster Gewissenhaftigkeit und Umsicht die neuen Fundorte der bemerkenswerteren und das Erlöschen der seltenen Arten unserer heimischen Flora verzeichnet und derweise zur Vervollständigung ihrer Kenntnis Wesentliches beiträgt. Er ist heute der reinste und konsequenteste Repräsentant der schweizerischen Floristik: so mag es am Platze sein, zur Feier seines 70. Geburtstages einige unverbindliche Reflexionen über den Sinn seines lebenslangen Tuns vorzulegen.

Aristoteles beginnt seine «Metaphysik» mit dem Satz: «Alle Menschen haben von Natur ein Verlangen nach Wissen». Ob das auf «alle» Menschen zutrifft, wird man bezweifeln müssen. Jedoch darf man behaupten, dass mit diesem Satze eine Möglichkeit des spezifisch menschlichen Verhaltens entdeckt oder wenigstens formuliert worden ist, die den Gang der abendländischen Geschichte bestimmt hat: die Idee des Erkennens um des Erkennens willen, also abgesehen von seiner praktischen Verwendbarkeit. Freilich stand die moderne Wissenschaft von ihrer Begründung durch Galilei, Kepler, Descartes,

Newton u. a. an im Dienste der Naturbeherrschung, mithin der Technik, die Blumenberg (1966, S. 197) ein «Produkt der menschlichen Ungeduld mit der Natur» nennt. Diese ihre Unabhängigkeit beschränkende Belastung hat sich ständig vergrössert und das heute vorliegende Resultat gezeigt: die fast völlige Unterjochung der Wissenschaften durch Politik, Wirtschaft, Technik (vgl. Beranal 1961) – eine Unterjochung, die sich wahrscheinlich verhängnisvoller auswirkt als die frühere Bevormundung von seiten der Theologie und Kirche –. Denn sie hat einerseits zur Präponderanz der Laboratoriumsforschung geführt, die schon zur Beschaffung ihrer Apparaturen und zur Unterhaltung des Betriebes weitgehend auf die Hilfe der Industrie angewiesen bleibt, welche ihrerseits letztlich auf die Veränderung der Natur abzielt und deren Erkenntnis von der jener dienenden Tendenz her begrenzt. Und andererseits setzte sich bei manchen – nicht allen – Laboratoriumsforschern eine unverkennbare Geringschätzung der Feldforschung durch, die sich gewiss auch auf die Mitwirkung von Laien in dieser berufen kann, sich aber doch wohl wesentlich auf den dank der industriellen Verwendbarkeit der experimentellen Ergebnisse erhöhten gesellschaftlich-politischen Prestigezuwachs stützt. Trotzdem sollte schliesslich nicht vergessen werden, dass «die Natur» weder mit ihren in den Laboratorien eingefangenen Bruchstücken noch mit der naturwissenschaftlichen Literatur identisch ist.

Zu den Stieffkindern innerhalb der Naturwissenschaften gehört nun offensichtlich die Floristik. Sie wirft keinen praktisch verwertbaren Gewinn ab, es sei denn mittelbar über die Soziologie, die der Forst- und Landwirtschaft zugute kommt. Mit der Feldornithologie teilt sie das das wissenschaftliche Ansehen schmälernde Interesse von Laien Da sich damit sozusagen als notwendiges Übel – notwendig nämlich im Hinblick auf die herbarmässige Dokumentation von Fundstellen der Pflanzen – die Sammlertätigkeit verknüpft, die gelegentlich zum Tauschhandel verleitet und fraglos zur Ausrottung schon mancher Art geführt hat, verstärkt sich der verwerfende Zweifel an der wissenschaftlichen Relevanz der Floristik. Ausserdem lässt sich zumal in der älteren floristischen Literatur der mitunter breit schildernde, die Freude an der Entdeckung einer seltenen Pflanze ungehemmt zum Ausdruck bringende und auch absonderliche Kauzigkeiten der Verfasser verratende Stil nicht leugnen, der sich mit der heutigen nüchternen Sachlichkeit kaum mehr verträgt. Aber all das vermag das Faktum nicht zu beseitigen, dass sich in der Floristik die reine Erkenntnisintention und damit eine die Menschlichkeit des Menschen kennzeichnende Haltung bewahrt hat. Denn es geht ihr zunächst nur darum zu erfahren und zu wissen, was alles es in der Natur an unterscheidbaren Pflanzen gibt und wie sich deren Vorkommen auf der Erde verteilt. Freilich schliessen sich sogleich Fragen nach ihrer systematischen Ordnung, nach den genetischen realen Beziehungen zwischen den taxonomischen Einheiten und ihren mutmasslichen Veränderungen in den vergangenen Erdeepochen, nach den ökologischen Bedingungen der Arealbildungen und der Zusammenschlüsse zu Pflanzengesellschaften usw. an. Solche Fragen lassen sich wie in den übrigen Wissenschaften ohne Hypothesen und Theorien, d. h. ohne gedankliche Konstruktionen weder präzisieren noch gar beantworten. Für die Klärung der Verwandtschaftsverhältnisse der Sippen etwa sind experimentelle Untersuchungen unerlässlich, und dazu wiederum bedarf es der modernsten technischen Methoden – Selbstverständlichkeiten, die ich doch ausdrücklich erwähnen möchte, um jeden Verdacht auch nur der leisesten

Missachtung der Experimente und Technik abzuwehren –. Wenn man die «Wissenschaftlichkeit» der Erkenntnis auf die ausschliesslich experimentell zugänglichen Gegenstandsbereiche beschränken will, so ist das eine Angelegenheit des privaten Geschmacks, die sich jedenfalls nicht auf die historische Entwicklung und den faktischen Bestand der naturwissenschaftlichen Disziplinen berufen könnte: die ganze Evolutionstheorie beispielsweise fiele dann aus dem willkürlich begrenzten Rahmen. Und was schwerer wiegt: die ursprüngliche Natur entzöge sich bis auf kleinste Fragmente unserem Erkennen.

Die unmittelbare Zuwendung zu dieser ursprünglichen Natur und zu dem in ihr begegnenden ungeheuren Reichtum an verschiedenen Pflanzen scheint mir nun ein wesentliches Moment der Floristik zu bilden. Die darin angesprochene «ursprüngliche Natur» ist ohne jegliche romantisierende oder mystifizierende Verklärung als das Ganze des Seienden gemeint, welches weder von Menschen hervorgebracht noch verändert worden ist. Als dieses Ganze umfasst sie freilich mehr als das, was die Naturwissenschaften von ihr auswählend unter bestimmte Kategorien zwingen. Den so entstehenden Gegenstand mag man mit Husserl (1954, S. 345) als «wahre Natur» bezeichnen und ihn demgemäß als «Erzeugnis des naturforschenden Geistes» sehen. Indessen sollte man nicht erkennen, dass die Natur älter ist als die Naturwissenschaften, älter auch als die Menschheit, und dass sie sich hinsichtlich ihrer «Herkunft» in einem für uns unzugänglichen Dunkel verliert, welches sich mit keinen Schöpfungsmythen wirklich erhellen, sondern nur mit mehr oder weniger tiefen Sinnigen Worten verschleiern lässt. Die Unmittelbarkeit der Zuwendung zur ursprünglichen, d. h. nicht methodisch motivierten einengenden Bedingungen unterworfenen Natur macht das Mitspielen emotionaler Faktoren in der Floristik umso begreiflicher, als daran nicht zuletzt unsere Empfänglichkeit für die Schönheiten der blühenden Wildnis beteiligt ist, mag sie sich auch bei den meisten Menschen mit dem Anblick der Gartenpflanzen und ihrer Pflege begnügen. Gerade die Schönheiten der blühenden Wildnis können uns über die in der Natur herrschende gnadenlose Unerbittlichkeit des Sterbenmüssens und des Vernichtetwerdens hinwegtäuschen und zu ihrer preisenden Verklärung verleiten. Dieses in den Lebewesen selbst enthaltene unausweichliche, zu einem grossen Teil zugleich aktiv bewirkte Vergehen dürfen wir nicht aus den Augen verlieren, wenn wir in der Floristik eine auf die Bewahrung der Natur dringende Tendenz meinen sehen zu müssen. Daraus lässt sich auch eine gewisse altväterisch anmutende, ihr mit den naturschützenden Bestrebungen gemeinsame Gegnerschaft gegen die sich ausbreitende Industrialisierung begreifen, hinsichtlich derer niemand sicher auszusagen vermag, ob sie nicht doch «am Ende» zur unbeabsichtigten Selbstvernichtung der Menschheit führt.

Das Wissen um den Artenreichtum der Pflanzen und ihr Vorkommen auf der Erdoberfläche bezieht sich also primär auf nicht von Menschen geschaffene Bestände der Natur, die allerdings in weitem Umfange durch unsere Eingriffe unmittelbar und mittelbar verändert worden sind, obzwar keineswegs immer nur zum Nachteil der Flora. Es würde nun dem Sinn dieses Wissens widerstreiten, wenn es nicht ineins an der Erhaltung seiner Gegenstände, mithin der Pflanzenwelt interessiert wäre. Deshalb scheint uns die naturschützende Intention zum Wesen der Floristik zu gehören. Dagegen sprechen nicht die beiden Tatsachen, dass das floristische Wissen sich einerseits in der Literatur niederschlägt und

damit einen sozusagen partikular philologischen Charakter gewinnt – so etwa in der Nomenklatur –, und dass es andererseits dort eine «naturhistorische» Bedeutung erhält, wo es sich auf ausgestorbene Pflanzenarten, d. h. auf das bezieht, was es ehemals in der Natur gegeben hat und uns heute im günstigsten Falle nur noch in den musealen Herbarbelegen zugänglich ist. Die vorherrschende Beschränkung des historischen Interesses auf die «Weltgeschichte», will sagen auf die von Menschen hervorgebrachten Leistungen, die ohne Verwendung des in der Natur vorhandenen Seienden nicht zu verwirklichen sind und ihre unvermeidliche Zerstörung mit sich bringt, geht oft mit einer Gleichgültigkeit gegenüber der vergangenen Natur zusammen. Dieses historische oder quasi-historische Moment in der Floristik und ihre konservative Tendenz mögen die Anzweiflung ihrer wissenschaftlichen Relevanz ebenfalls gelegentlich gefördert haben, zumal der Wissenschaftscharakter der neuzeitlichen Naturwissenschaften bis auf den heutigen Tag ausschliesslich von der quantifizierbaren und mathematisierbaren physikalischen Erkenntnis bestimmt worden ist. Für sie bleibt, da ihr das «Weltall» als Feld der Forschung und Beherrschung offen steht, der Verlust des aussermenschlichen Lebendigen relativ belanglos, und so kann es auch nicht verwundern, wenn anscheinend für manchen Physiker – ähnlich wie für viele Politiker – der Naturschutz eine Angelegenheit der unzeitgemäss gewordenen blossen Sentimentalität darstellt. Diese Haltung wirkt sich auch auf unsere heimische Flora aus.

Gewiss sind in den Entwurf der Vollzugsverordnung zum Bundesgesetz über Natur- und Heimatschutz (vgl. Schweizer Naturschutz 1966, S. 133) eine Anzahl neuer zu schützender Pflanzenarten, deren «Pflücken, Ausgraben oder Ausreissen, aber auch der Transport, das Feilbieten, Verkaufen oder Kaufen verboten» sind, aufgenommen worden. Allein wir müssen befürchten, dass damit in erster Linie das Gewissen mit dem Bewusstsein, «etwas getan zu haben», beruhigt wird, während die faktischen Auswirkungen der Verordnung solange illusionär bleiben, als nicht zugleich die jeweiligen Biotope der geschützten Pflanzen vor der Vernichtung bewahrt werden. Weil alle negativen Feststellungen, d. h. solche, die das Fehlen eines Sachverhaltes behaupten, problematischer sind als die positiven, das Vorhandensein eines Sachverhaltes konstatierten Urteile, vermögen wir nicht mit Sicherheit zu sagen, welche der in der floristischen Literatur als in der Schweiz vorkommenden Arten noch wirklich da oder bereits erloschen sind. Dessenungeachtet müssen wir aus der fast durchgängigen Verwandlung der ehemaligen Moore und Sumpfwiesen in Kulturland und der weitgehenden Zerstörung der natürlichen Ufer der Gewässer einschliesslich der Senkung des Wasserspiegels mancher Teiche und der Trockenlegung vieler Tümpel mit grosser Wahrscheinlichkeit des Zutreffens schliessen, dass die früher dort wachsenden Pflanzen heute entweder bereits völlig verschwunden oder auf wenige kleine Areale beschränkt sind. Desgleichen werden durch die zunehmende Ausdehnung der Siedlungen und Industrieanlagen die Bauern gezwungen, die bislang ungedüngten Gelände in Mähwiesen und Weiden zu verwandeln, wodurch der ursprüngliche Artenreichtum einer verarmten Trivialflora weichen muss. Auch die Unkrautflora der Rebberge, Getreide- und Brachäcker hat in unserm Lande in den letzten Jahrzehnten eine erhebliche Reduktion erfahren. Es handelt sich dabei um einen unaufhaltsamen Verarmungsprozess, ein Verlust, der durch künftige Einbürgerungen von Arten fremder Herkunft kaum ausgeglichen wird.

So werden sich, von den Wäldern abgesehen, vor allem die alpinen fels- und felsschuttbewohnenden Pflanzen halten können. Das geschieht jedoch nicht dank der Schutzbestimmungen, sondern weil die klimatischen Verhältnisse es der Technik – vorerst noch? – verunmöglichen, die Felsen, Geröllhalden und hochgelegenen Rasenplätze so zu verändern, dass sich darauf Kulturen und Industrien ansiedeln lassen. Überdies darf man vielleicht die Hoffnung hegen, der Zuwachs der Bevölkerung werde nie ein solches Ausmass erreichen, dass zu ihrer Ernährung die letzten Reste der ursprünglichen Landschaften geopfert werden müssen (vgl. Dorst 1966). Dann wird die Floristik ein Zeugnis der lebendigen Natur bleiben und nicht zu einem «Buch der Erinnerungen» verblassen.

Zitierte Literatur

- 1928 Aristoteles: Metaphysik. Übersetzt von E. Rolfes. 3. Aufl. 1. Hälfte. Leipzig.
1961 Bernal, J. D.: Die Wissenschaft in der Geschichte. Deutsch von Ludwig Boll. Darmstadt.
1966 Blumenberg, H.: Die Legitimität der Neuzeit. Frankfurt a. M.
1966 Dorst, J.: Natur in Gefahr. Übersetzt von V. Ziswiler. Zürich.
1954 Husserl, E.: Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendentale Phänomenologie. Den Haag.
1966 Schweizer Naturschutz, Heft 5. Basel.

Als Separatabdruck ausgegeben am 20. August 1967